

AKTIVES MUSEUM

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.



VERRATEN UND VERKAUFT.
JÜDISCHE UNTERNEHMEN IN BERLIN 1933 – 1945
Die zweite Ausstellungsstation im Landesarchiv Berlin

INHALT

- 2 Editorial**
Christine Fischer-Defoy

- 4 Ausstellung „Verraten und verkauft. Jüdische Unternehmen in Berlin 1933-1945“
im Landesarchiv Berlin**

- 6 Reise-Tagebuch zur Studienreise des Aktiven Museums nach Nordbayern**
Ursula Büchau, Christine Fischer-Defoy, Christiane Hoss, Christine Kühnl-Sager, Peter Lind

- 13 Rede zur Eröffnung der Traugott Fuchs-Ausstellung in der Galerie im Saalbau Neukölln**
Christine Fischer-Defoy

- 18 Rezension zu Martin Friedenberger: Fiskalische Ausplünderung**
Christiane Hoss

- 22 Die Datenbank zur Zeitschriftenausschnittsammlung des Aktiven Museums ist online**
Marion Goers

- 23 Publikationen des Aktiven Museums**

- 24 Impressum**

Liebe Mitglieder, liebe Freundinnen und Freunde,

Auch dieser Rundbrief bietet zugleich Rückblick auf Vergangenes als auch Ausblick auf künftige Veranstaltungen. Unsere Ausstellung „Verraten und verkauft“ über jüdische Gewerbeunternehmen in Berlin wurde vom 27. März bis 19. Juni noch einmal im Berliner Landesarchiv gezeigt. Nachdem im vergangenen Rundbrief Bilder und Dokumente zur Zerstörung der Ausstellung in der Humboldt-Universität dominierten, gibt es in dieser Ausgabe einige Fotos über die intakte Ausstellung im Landesarchiv zu sehen.



Mehrere gut besuchte und hochinteressante Veranstaltungen haben im Frühjahr stattgefunden, so die Buchvorstellung von Rosine De Dijns neuem Werk „Das Schicksalsschiff“, der Vortrag von Thomas Lutz über „Gedenkstätten für NS-Opfer im Übergang von der Zeitgeschichte zur Geschichte – aktuelle konzeptionelle Überlegungen zu den Herausforderungen in der Bildungstätigkeit“ und die Führung über „Jüdisches Geschäftsleben und Antisemitismus am Kurfürstendamm“ von Gerd Herzog im Rahmenprogramm der Ausstellung „Verraten und verkauft“.

Ende Mai reiste eine Gruppe von Mitgliedern, Freunden und Interessierten zu einer Gedenkstätten-Exkursion des Aktiven Museums nach Franken und in die Oberpfalz. Vorbereitet und geleitet wurde die Fahrt von Martin Becher, der mehrere Jahre in der Geschäftsstelle des Aktiven Museums gearbeitet hat

und nun in seiner jetzigen Heimat in der politischen Bildung tätig ist. Im „Reise-Tagebuch“ berichten wir über die Etappen diese Reise und die eindrucksvollen Erfahrungen und Begegnungen.

Aus Anlass des 20-jährigen Bestehens der Städtepartnerschaft Berlin-Istanbul zeigt das Kulturamt Neukölln in Kooperation mit dem Aktiven Museum vom 20. Juni bis 27. Juli 2009 die Ausstellung „Traugott Fuchs. Ein Leben am Bosphorus – Bilder der Sehnsucht“. Traugott Fuchs war einer der vielen Hundert deutschsprachigen Emigranten in der Türkei. In der Präsentation unserer Ausstellung „Haymatloz. Exil in der Türkei“ im Jahre 2000 in der Akademie der Künste in Berlin zeigten wir in zwei Vitrinen einige seiner Aquarelle und Zeichnungen. Nun ist ihm eine umfangreiche Schau gewidmet. Wir dokumentieren dazu hier die Rede zur Eröffnung. Die Wanderausstellung „Haymatloz“ wird, ebenfalls aus Anlass der Städtepartnerschaft Berlin-Istanbul, vom 8. Oktober bis Anfang November 2009 im August-Bebel-Institut in Wedding gezeigt werden.

„Dieses Buch ist eine Großtat!“ schreibt Christiane Hoss in ihrer Rezension über Martin Friedenbergers Buch „Fiskalische Ausplünderung. Die Berliner Steuer- und Finanzverwaltung und die jüdische Bevölkerung 1933-1945“, das 2008 im Berliner Metropol Verlag erschienen ist. Auch die Rezension ist eine Großtat, denn sie schafft es, die Essenz der antijüdischen Maßnahmen der Berliner Finanzverwaltung komprimiert aufzubereiten.

„Als Kind stand ich vor einer Mauer mit einer Reihe von Fleischerhaken, es war zwei Tage vor Weihnachten, es war kalt und ich war von Erwachsenen in grauen Wintermänteln umgeben. Sie gedachten ihrer Freunde, Verwandten oder Mitstreiter, die am 22. Dezember 1942 in diesem Raum, in der damaligen Hinrichtungsstätte des Gefängnisses Plötzensee ihr Leben gelassen hatten. Mein Vater, Helmut Roloff, stand neben mir.

Als er 2001 im Alter von 89 Jahren starb, war er einer der letzten Überlebenden einer Gruppe, die die Gestapo als ‚Rote Kapelle‘ bezeichnet hatte. Die



Dr. Christoph Kreuzmüller vom Lehrstuhl für Zeitgeschichte der Humboldt-Universität zu Berlin spricht bei der Eröffnung im Landesarchiv am 26. März 2009, neben ihm Dr. Christine Fischer-Defoy und Prof. Dr. Uwe Schaper, der Direktor des Landesarchivs Berlin

davor liegenden vier Jahre hatte ich damit verbracht, ihre Geschichte zu recherchieren und ihn regelmäßig zu interviewen“, schreibt der New Yorker Regisseur und Filmemacher Stefan Roloff über seinen Dokumentarfilm, der zwischen 2002 und 2007 entstand. Wir zeigen diesen Film in Anwesenheit des Regisseurs und einiger Protagonisten des Filmes aus Anlass des Jahrestages der ersten Verhaftungen von Mitgliedern der Widerstandsgruppe „Rote Kapelle“ am 3. September 2009 um 19 Uhr als Kooperationsveranstaltung mit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Hierzu laden wir bereits jetzt alle Interessierten herzlich ein.

Kurz vor Redaktionsschluss erreicht uns zu unserer größten Freude die Nachricht, dass der Hauptstadt- und Kulturfonds unser nächstes Ausstellungsprojekt „Kunsthändler und Galeristen in Berlin 1933-1945“ großzügig fördern wird. Das Ergebnis wird dann Ende 2010 voraussichtlich in der Villa Oppenheim in der Charlottenburger Schloßstraße zu besichtigen sein...

Allen Mitgliedern und Freunden des Aktiven Museums wünsche ich noch einen schönen Sommer.

Christine Fischer-Defoy

VERRATEN UND VERKAUFT. JÜDISCHE UNTERNEHMEN IN BERLIN 1933–1945

Ausstellung im Landesarchiv Berlin vom 26. März bis 19. Juni 2009



Nachdem die Ausstellung im Foyer der Humboldt-Universität auf große positive mediale und Publikumsresonanz gestoßen war, entschloss sich das Landesarchiv Berlin, „Verraten und verkauft“ am Eichborndamm vom 26. März bis zum 19. Juni 2009 erneut zu zeigen. Ergänzt wurde die Ausstellung dort auf Initiative des Landesarchivs um Vitrinen, die exemplarische Aktenbestände aus dem Archiv zu den von uns gezeigten Unternehmensgeschichten in Beziehung setzen. Die Fotos auf dieser und der nächsten Seite veranschaulichen die Präsentation in Wittenau.

Ab Oktober wird die Ausstellung übrigens erneut präsentiert, und zwar im Foyer der ehemaligen Handelshochschule und heutigen Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität in der Spandauer Straße 1 nahe dem Alexanderplatz.



REISE-TAGEBUCH ZUR STUDIEN- REISE DES AKTIVEN MUSEUMS NACH NORDBAYERN VOM 21.–24. MAI 2009



Unter dem Titel „Gedenken – Erinnern – Dokumentieren – Informieren. NS-Erinnerung in Nordbayern“ fand vom 21.-24. Mai 2009 eine von Martin Becher geleitete Studienreise des Aktiven Museums statt. Seminarort war die Franken-Akademie Schloß Schney in Lichtenfels.

Für alle, die nicht dabei sein konnten, schildern im Folgenden einige der sechzehn Teilnehmenden ihre Eindrücke.

Altenkunstadt

Die 1726 gebaute Synagoge von Altenkunstadt, wo vor der Abwanderung in die Großstädte und nach Amerika zu Beginn des 19. Jahrhunderts 400 Juden (bei ebenfalls 400 Christen im Ort) lebten, ist ein solider Bau aus Sandsteinquadern, was auf den Wohlstand der damaligen Gemeinde hinweist – sonst sind Landsynagogen dieser Zeit meist Fachwerkbauten. Nach der Schändung und Zerstörung am 9. November 1938 kaufte die Gemeinde die Synagoge und brachte dort zunächst französische Kriegsgefangene und später Flüchtlinge unter, bevor sie dann als Abstellraum für die Fahrzeuge der Gemeinde genutzt wurde.

Josef Motschmann hat als Student der katholischen Theologie in Tübingen begonnen, die Geschichte der Juden seiner Heimatregion zu erforschen und die Nachbarn in Altenkunstadt zu befragen. Er hat mit anderen die „Interessengemeinschaft Synagoge“ gegründet, der es gelungen ist, die Wiederherstellung der Synagoge zu erreichen. Seit dem Abschluss dieser Arbeiten dient sie als Kulturzentrum. Sie besteht aus einer ebenerdigen „Männerschul“ und einer „Weiberschul“, einer etwas kleineren Empore. An Stelle des Thoraschreins steht eine Menora, die von den beiden christlichen Kirchengemeinden gespendet wurde, womit das Veto der Gemeinde, hier „etwas Jüdisches“ zu zeigen, umgangen werden konnte. Wenn Gemeindeveranstaltungen stattfinden, wird ein Vorhang vor der Nische zugezogen.

Josef Motschmann hat sich mit seiner Arbeit selbstverständlich nicht unbedingt beliebt gemacht, aber die größten Schwierigkeiten sind überwunden. Dabei haben die Besuche von Nachkommen der Altenkunstädter Juden aus USA und Israel geholfen. Er hat aus den erhaltenen Gerichtsakten auch den Verlauf der Schändung 1938 rekonstruiert und, als alle ihm namentlich bekannten Täter tot waren, sie in einem Vortrag benannt, obwohl er, wie er erzählte, sich mit ihren Kindern duzt. Die Wahrheit über ihre Väter hielt er für zumutbar und meinte, die Opfer könnten verlangen, dass sie auch öffentlich gemacht wird. Eine vorbildliche kleine Ausstellung auf der Frauenempore ist vor allem aus Dachboden-Funden aus dem Ort selbst durch Josef Motschmann zusammengestellt worden. Neben einer 1938 aus der Synagoge geraubten und dann auf dem Dachboden versteckten Thorarolle, Gebetbüchern und anderen Gegenständen zum religiösen Leben gibt es dort auch Erinnerungen an den Alltag. Mir fiel vor allem ein Arztschild des Dr. Leonhard Seelisberger, Spezialarzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten auf, auf dem neben den Sprechstunden auch verzeichnet ist: „Unentgeltliche Sprechstunde von 8-9 Uhr an jedem Werktag“.

Viele der Ausstellungsstücke überließen Juden ihren nicht-jüdischen Nachbarn, als sie die Auffor-

derung zur Deportation bekommen hatten. „Wenn ich wiederkomme, gibst Du es zurück, wenn nicht, gehört es Dir.“

An der Außenwand der Synagoge gibt es eine Nachbildung des Hochzeitssteins aus dem Jahre 1726. Gegen diesen Stein warf man dort bei der Trauung das Weinglas, aus dem Braut und Bräutigam getrunken hatten (anderswo zertritt es der Bräutigam). Der Stein selbst war nicht erhalten, aber eine Zeichnung in einer rund hundert Jahre alten wissenschaftlichen Publikation ermöglichte die Rekonstruktion. Neben der Synagoge liegt das Haus, in dem der Schammes (Synagogendiener), der in Altenkunstadt auch der Schächter war, wohnte.

Josef Motschmann erzählte vom Erinnern an die Deportierten (13 Personen aus Altenkunstadt und 12 aus Burgkunstadt). Am Jahrestag der Deportation vom 24. April 1942 wurde daran 1992 und 2002 mit einem Schweigemarsch gedacht, zu dem die Kirchenglocken läuteten. Das sei alle zehn Jahre möglich, ein alljährlicher Marsch wäre zuviel, glaubt Motschmann.

Er schätzt, dass im Ort die Zahl der Antisemiten noch immer höher ist als im Durchschnitt, aber sie sind nicht mehr tonangebend. Drohbriefe hat er bekommen, aber er fühlt sich nicht gefährdet, nur belästigt. Zudem ist – im Gegensatz zu anderen Regionen – die Polizei dort aufmerksam und sieht bei Neonazi-Aktivitäten nicht weg.

Christiane Hoss

Jüdischer Friedhof bei Burgkunstadt

„Die Juden waren hier sehr willkommen“ erzählt Josef Motschmann. Er meint seine Geburtsstadt Altenkunstadt und andere kleine Gemeinden in Oberfranken in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg. In der damals verarmten und dünn besiedelten Region wurde zwischen 1700 und 1850 gezielt um jüdische Siedler geworben, um mit ihnen den Aufbau des Landes zu erreichen. Er spricht von einer „Blüte des Landjudentums“ in dieser Zeit.

Wir stehen auf dem Jüdischen Friedhof bei Burgkunstadt, der zwischen 1620 und 1940 ein Zentralfriedhof für viele Gemeinden in Oberfranken gewesen ist und über 2000 Grabsteine aufweist.



Josef Motschmann weist uns auf Gräber mit besonderen Symbolen hin: Die segnenden Hände bedeuten: Hier ist ein Cohen, ein Priester, begraben. Die Hände erteilen den Aaronitischen Segen und sind gespreizt, damit der Segen des Allmächtigen durch sie hindurchfließen kann.

Auf zwei Barockgrabsteinen aus der Zeit um 1750 sind Kannen abgebildet: es sind Leviten-Gräber. Auch Leviten waren Priester mit der speziellen Aufgabe, in Kannen das Wasser zum Händewaschen nach dem Schächten zu reichen.

Auf einigen Grabsteinen sind ein Horn und der Davidstern zu erkennen. Auch hierzu kennt unser Begleiter die Hintergründe: das Schofarhorn erklang am jüdischen Neujahrstag, der auch „Tag des Posaunenschalls“ heißt,

und rief dazu auf, die Taten des vergangenen Jahres zu überdenken. Über den „Davidstern“ weiß Josef Motschmann, dass dieser erst seit Theodor Herzl zum Symbol des Judentums wurde. Seit dem Mittelalter war der Sechszack ein Handwerkszeichen und wurde von kleinen Landbrauereien herausgehängt, wenn es frisches Bier gab. Vom Bus aus sehen wir in einem kleinen Ort an zwei Häusern tatsächlich den Sechszack hängen, einmal mit einem kleinen Bierseidel in der Mitte.

In der Nazizeit benutzten Jugendliche die Grabsteine zeitweilig als Zielscheiben für ihre Schießübungen, doch das sei von einer Berliner Behörde untersagt worden: Schließlich handele es sich bei den Grabsteinen um „deutsche Handwerkskunst“. So konnte der Friedhof ohne weitere Zerstörungen erhalten bleiben.



Josef Motschmann hätte noch stundenlang erzählen und wir hätten stundenlang lauschen können – vielleicht bei einem nächsten Besuch!

Zwischen den Gräbern, auf die wir beim Rückweg von einem etwas höher gelegenen Platz zurückschauen, wächst Akelei in allen Blautönen. Der Friedhof, der auch „der gute Ort“ genannt wird, ist zugleich ein verwilderter Garten, in dem als nächstes wilde Tulpen blühen werden.

Christine Kühnl-Sager

„Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände“ Nürnberg

Die Stadt Nürnberg, strategisch günstig als Bahnknotenpunkt im Zentrum des geplanten „Großdeutschen Reiches“ gelegen, war bereits 1927 und 1929 Ort der „Reichsparteitage“ der NSDAP. Für die sechs dort zwischen 1933 und 1939 stattfindenden Parteitage wurden in dem Naherholungsgebiet „Dutzendteiche“ nach einem Generalplan Albert Speers auf elf Quadratkilometern mehrere Monumentalbauten verschiedener Architekten errichtet, die jedoch infolge des Kriegsverlaufes oder wegen technischer Schwierigkeiten zum Teil unvollendet blieben. In kleineren Gruppen erkundeten wir zunächst das Gelände, das heute teils als Messestandort überbaut, teils als Freizeitpark mit Schwimmbad und Sportarena genutzt wird. Der Rundgang beginnt an der das römische Kolosseum zitierenden „Kongresshalle“ von Ludwig und Franz Ruff, deren freitragendes Dach bis heute fehlt. Nach außen mit Granit verkleidet, blieben im Inneren nur die Backsteinmauern erhalten, die einst die Tribünen für 50.000 Zuhörer tragen sollten. Nach dem Krieg wurde der Innenhof für abgeschleppte Autos verwandt, heute zeugen am Rand Schuppen von diverser privater Nutzung, während einer der Kopfbauten als Theater- und Konzerthaus gebraucht wird. Das Gelände wird durchschnitten von der „Großen Straße“, einer zwei Kilometer langen Verbindungsachse mit farbig gerastertem Steinpflaster zur Orientierung bei den Aufmärschen. Die „Große Straße“ verband den nicht mehr erhaltenen „Luitpoldhain“ mit dem „Märzfeld“, das nach dem Krieg ebenfalls überbaut wurde. Heute dient Letzteres als Parkplatz für die Messebauten, die nach dem Krieg entlang dieser Achse errichtet wurden. Noch weitgehend in seinen Dimensionen erlebbar ist das „Zeppelfeld“, das zwischen 1934 und 1937 nach Entwürfen Speers errichtet wurde – ein Stadion, in dem bis zu 100.000 Menschen aufmarschieren konnten, während 60.000 Zuschauer auf der Haupttribüne und den Seitentribünen Platz fanden. Während diese Seitentribünen zum Teil von Gras überwuchert sind, wird die Haupttribüne von Unkraut frei gehalten und baulich gesichert, damit jeder Besucher die Möglichkeit



hat, die „Führerempore“ zu betreten und die Gesamtanlage zu überschauen. Bereits 1945 wurde von den US-amerikanischen Besatzern das Hakenkreuz auf der Haupttribüne gesprengt. 1967 folgte die Sprengung der Pfeilerreihen an der Haupttribüne wegen Bauauffälligkeit, womit der monumentale Gesamteindruck erheblich verändert wurde. Das „Zeppelfeld“ wird heute für Sport- und Konzertveranstaltungen genutzt.

In Erinnerung bleibt der irritierende Eindruck, mit dem sich historische, noch weitgehend erhaltene Spuren auf dem Gelände mit der Vielfalt heutiger Freizeitaktivitäten mischt. Wünschenswert wäre es, wenn die historischen Zeugnisse durch besser gekennzeichnete Wege, mehr Informationen oder etwa durch Audio-Guides noch deutlicher zum Sprechen gebracht würden. Erfreulich ist andererseits, dass durch die „zivile“ Nutzung und die Rückeroberung des Terrains durch die Natur die Aura des Ortes gemindert scheint, so dass es dort kaum zu Vorfällen mit Neonazis kommt.

Anschließend besichtigten wir die neu konzipierte Dauerausstellung zum Thema „Faszination und Gewalt“, die im Nordflügel der früheren „Kongresshalle“ untergebracht ist. Herausragendes Merkmal ist der 130 Meter lange Glasgang, der das Gebäude vom Eingangsbereich bis in den Innenhof wie ein Pfeil diagonal durchbohrt und so die Monumentalität der Architektur nachhaltig stört. Von ihm aus ergeben sich immer neue irritierende Einblicke in die Gebäudestruktur und die Ausstellungsräume. Ähnlich wie bei der „Topographie

des Terrors“ handelt es sich hier um einen Täter-Ort, im Unterschied zu Berlin entschied man sich in Nürnberg aber eindrucksvoll für die Einbeziehung von Originaldokumenten und Objekten in die Ausstellung, ohne dass dies zu der in Berlin befürchteten Auratisierung führt.

Christine Fischer-Defoy

Gespräch mit Dr. Eckart Dietzfelbinger im „Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände“

Nach dem Besuch der Dauerausstellung fand in einem Seminarraum ein Gespräch mit Dr. Eckart Dietzfelbinger statt. Er hat als Historiker die Ausstellung dort mit erarbeitet. Zur Einführung schilderte er die Entwicklung des Geländes seit 1945: Nach dem Krieg gab es zunächst unterschiedliche Nutzungen. Erst in den 1970er-Jahren setzte sich der damalige Nürnberger Schul- und Kulturdezernent Hermann Glaser ausdrücklich für den Schutz des Geländes ein und erreichte, dass es 1973 unter Denkmalschutz gestellt wurde. In den 1980er-Jahren wurden erste Informationen dort installiert und eine kleine Ausstellung über Nationalsozialismus und die Nürnberger Parteitage in einer Halle unter der Zeppelintribüne gezeigt. Bürgerschaftliches Engagement, dass in den 1990er-Jahren im Zuge des weiter wachsenden Interesses an der Zeit des Nationalsozialismus entstand, führte 1996 dazu, dass die Stadt Nürnberg sich mit dem Bund und dem Land Bayern zusammen tat, um das Gelände zu erschließen und das

„Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände“ sowie eine größere Ausstellung zu erarbeiten. Von den ursprünglich 11 Quadratkilometern gehören jetzt noch 4 Quadratkilometer zum Geländekomplex (ein riesiges Gebiet, wie man feststellt, wenn man es erkundet...), auf dem ca. 220 Sport-, Freizeit- und Geschichts-Veranstaltungen im Jahr stattfinden.



Das vom österreichischen Architekten Günther Domenig gebaute Dokumentationszentrum wurde 2001 im Nordflügel der unvollendeten „Kongresshalle“ eröffnet. 2004 wurde die Ausstellung „Faszination und Gewalt“ eröffnet, die insbesondere die Parteitage der NSDAP in Nürnberg behandelt, die als stabilisierende Faktoren in der Bevölkerung wirkten und den Krieg vorbereiten halfen. Als vorläufig letzte Ergänzung soll 2010 ein Jugendgästehaus fertiggestellt werden.

Im selben Jahr soll eine Sonderausstellung über Auschwitz mit dem Titel „Das Gleis“ im Dokumentationszentrum gezeigt werden. Geplant ist auch ein Projekt über Albert Speers Rolle in Nürnberg. Der Fokus des Forschungsinteresses liegt generell bei den für die Ideen Verantwortlichen in der Gesellschaft, wie z.B. Verwaltung und Kirche. Die Stadt Nürnberg, damals NSDAP-Schaltzentrale, hat ihre Archive mittlerweile bereitwillig geöffnet und ist zur Kooperation bereit. Gute Kontakte gibt es auch zu den Universitäten Erlangen und Bamberg, die Themen des Dokumentationszentrums aufgreifen und weiterführen. Auch die

Archive in vielen anderen Städten und Gemeinden in Franken bieten ihre Zusammenarbeit an.

Aber auch in Franken werden Orte von Rechtsextremen terrorisiert. Wenn Jugendliche gewalttätig werden, schauen Erwachsene zu, ohne einzugreifen. Örtliche Eliten ignorieren rechte Aktionen in der Provinz. Die Polizei reagiert unterschiedlich, jedoch werden oft die Ereignisse heruntergeredet. Trotzdem war der Referent zuversichtlich, dass ein „Bündnis gegen Rechts“ in Nürnberg und Umgebung funktioniert. Es hätte bestimmt noch viele Anknüpfungspunkte für Fragen und Diskussionen gegeben, aber dafür blieb leider keine Zeit, denn wir wollten noch die Ausstellung der Deutschen Bahn besuchen.

Ursula Büchau

DB Museum Nürnberg

Beim Besuch im DB Museum kam es zum ersten Mal während unserer Reise zu einer kontroversen Diskussion. Wir konzentrierten uns auf die Bereiche „Weimarer Republik“ und damit auf die Entstehungsgeschichte des Nazi-Regimes und auf die Nazizeit selbst. „Die Deutsche Bahn“, so Dr. Rainer Mertens, ein Historiker des Museums, „hat ihren Beitrag zur Aufarbeitung der jüngeren deutschen Geschichte geleistet. Wir haben den Teil der Ausstellung, der sich eben mit der Zeit des ‚Nationalsozialismus‘ beschäftigt, von 25 auf 200 qm erweitert.“ Eine Reihe von Teilnehmern der Studiengruppe hatte dagegen andere Erfahrungen mit dem „Unternehmen Zukunft“. Zum einen mit dem Umgang der Deutschen Bahn beim „Zug der Erinnerung“: Neben allen bekannten, den „Zug“ behindernden Maßnahmen besteht die Bahn AG bis heute auf der Entrichtung von Trassennutzungsgebühren in Höhe von weit über 100.000 Euro. Zum anderen gab es Erfahrungen mit der unternehmenseigenen Ausstellung „Sonderzüge in den Tod“. Es ist hierbei insbesondere daran zu erinnern, dass jene Ausstellung in einer eher beschämenden Auseinandersetzung mit, besser gegen, Beate und Serge Klarsfeld eingerichtet wurde und schließlich alle Befürchtungen auch erfüllte: das Verschweigen dessen, was nach der Zerschlagung

des Nazisystems zu dessen Aufarbeitung in der Bundesrepublik Deutschland geleistet, bzw. nicht geleistet wurde. Das Museum umgeht – wie die Geschichtsschreibung der Deutschen Bahn überhaupt – die bittere Tatsache, dass in der alten Bundesrepublik kein einziger Angehöriger der Deutschen Reichsbahn für seine Mitwirkung am Völkermord an den europäischen Juden mit sechs Millionen Opfern, der Vernichtung von 3,3 Millionen sowjetischen Kriegsgefangenen oder den 500.000 ermordeten Sinti und Roma je zur Verantwortung gezogen wurde. Alleine die Geschichte des von Heinrich Himmler persönlich als Staatssekretär im Reichsverkehrsmuseum installierten Albert Ganzenmüller, dem eigentlichen Organisator der Vernichtungstransporte, spricht Bände. Dem entzog sich die Bahn, wie sich die Bundesrepublik in ihrer Ganzheit einer gründlichen Aufarbeitung entzog. Ganzenmüller lebte unbehelligt in der Bundesrepublik, bis er 1996 „friedlich einschlieft“, wie es in einem Nachruf hieß. Ob er wirklich bis zu seinem letzten Atemzug als ehemaliger Beamter eine Pension bezog, wird auch bei Nachfragen von Historikern der Deutschen Bahn weder bestätigt noch dementiert.

Insofern waren Kontroversen während des Museumsbesuches vorprogrammiert, die auch thematisiert wurden. Positiv ist zu vermerken, dass die Auseinandersetzung über die Präsentation durch die Deutsche Bahn bei Herrn Dr. Mertens, der selbst aus der Bürgerbewegung „Geschichte für Alle“ kommt, die Bereitschaft erzeugte, das Ausstellungskonzept für die Zeit nach 1945 erneut zu überdenken. Und für die gesamte Studienfahrt war bemerkenswert, dass die Frage „Was geschah in der Bundesrepublik nach 1945?“ zu einem zentralen Thema wurde.

Peter Lind

Konzentrationslager Flossenbürg

„Dieser Schandfleck muss verschwinden!“ Das war nach 1945 die Ansicht des für den Ort Flossenbürg und das gleichnamige Konzentrationslager zuständigen Landrates, mit der er sich, nicht zuletzt wegen wirtschaftlicher Interessen an den Granitsteinbrüchen, durchsetzte.



Die nach der Befreiung des KZs durch amerikanische Truppen noch vorhandenen Häftlings- und SS-Baracken verfielen, wurden geplündert, dann abgerissen und ab Ende der 1940er-Jahre mit Wohnhäusern überbaut. Die OStI (Oberpfälzer Steinindustrie) wollte Facharbeiter ansiedeln, der Landrat „würdige Unterkünfte“ für die große Zahl der Flüchtlinge aus dem Osten schaffen. Auf den von den KZ-Häftlingen unter mörderischen Bedingungen errichteten Granit-Terrassen entstanden die Häuschen und stehen dort bis heute, in der Sudeten- oder der Egerlandstraße.

Ab 1938 wurde das KZ Flossenbürg mit zunächst 100 Dachau-Häftlingen errichtet. Maßgeblich für die Ortswahl war das nahe Granitvorkommen. In den von dem SS-Großunternehmen DEST (Deutsche Erd- und Steinwerke) betriebenen Steinbrüchen wurden die KZ-Häftlinge eingesetzt. Ziel war die Gewinnung von

Baumaterial u.a. für die geplanten Prunkbauten des NS-Staates. „Tatsächlich fand hier, wie in anderen KZs, Vernichtung durch Arbeit statt. Es verging kein Tag ohne Tote und Verletzte in den Steinbrüchen“, so Karsten Dierks, ehrenamtlicher Mitarbeiter der Gedenkstätte Flossenbürg, der uns das Gelände und die noch vorhandenen Gebäude erläutert. Bis heute könne man in der Bevölkerung jedoch hören, dass dort ja „nur ein Lager für Berufsverbrecher“ gewesen und damit Abriss und Überbauung gerechtfertigt gewesen seien.

Über dem ehemaligen Appellplatz wurde nach 1945 eine riesige Betonhalle errichtet und zusammen mit Wäscherei und Lagerküche als Fabrik genutzt. Erst 1995 gab es erste Überlegungen, hier eine Gedenkstätte zu errichten.

Das Lager-System Flossenbürg war ein riesiger Apparat mit dem „Stammlager“ und 92 Außenlagern, in dem 100.000 Menschen inhaftiert waren und 30.000 ermordet wurden. Da die eingesperrten Menschen größtenteils keine Facharbeiter waren, kamen mindestens 60 zivile Arbeiter regelmäßig ins Lager. Auch sonst bestanden vielfältige Kontakte zwischen Lager und Bevölkerung. Bauern, Fabriken, Behörden forderten Arbeitskräfte an. Viele haben direkt profitiert und insgesamt erlebte Flossenbürg einen enormen wirtschaftlichen Aufschwung.

Wir kommen über Gräberfelder zum „Tal des Todes“, wo sich das Krematorium, eine Hinrichtungsstätte und der Ort von Leichen-Verbrennungen unter freiem Himmel (weil der eine vorhandene Verbrennungsofen nicht ausreichte) befanden. In der hier ab 1946 errichteten ersten, sehr versteckt gelegenen Gedenkstätte wurde eine symbolische „Aschenpyramide“ errichtet. „Die Wahrheit ist“, sagt Karsten Dierks, „dass wir hier überall auf menschlicher Asche gehen.“ Der Weg durch das „Tal des Todes“ führt entlang symbolischer Grabsteine für die Nationen der Opfer hinauf zu einer christlichen Grabkapelle „Jesus im Kerker“, die aus Abbruchsteinen der KZ-Gebäude errichtet wurde. Erst in jüngster Zeit wurde in ihrer Nähe auch ein Gedenkraum für die jüdischen Opfer eingeweiht.

Seit 2007 gibt es in den wieder hergerichteten Gebäuden um den Appellplatz eine Gedenkstätte, in der die noch oder wieder vorhandenen baulichen Spuren des gesamten Geländes mit Tafeln erläutert werden. In der Wäscherei, in der auch für jeden der Häftlinge der erste Lagertag mit Desinfektion und Rasur begann, befindet sich heute eine sehr bewegende chronologisch aufgebaute Ausstellung, die das Schicksal der dort inhaftierten Menschen ins Zentrum stellt. Verlässt man die Ausstellung, fällt der Blick wieder auf die Überbauung der noch deutlich sichtbaren Graniterrassen, auf denen einst die Häftlingsbaracken errichtet wurden und nun herausgeputzte Einfamilienhäuser stehen. Zu den begehrtesten Immobilien in Flossenbürg gehören jedoch, so Karsten Dierks, die noch erhaltenen Villen der SS-Siedlung am – dem KZ abgewandten – Berghang mit Blick in die fränkische Berglandschaft.

Christine Kühnl-Sager

**„ICH HABE KEINE ANDERE WURZEL
ALS MEINE SEHNSUCHT NACH LIEBE
UND WAHRHEIT = FREIHEIT“
TRAUGOTT FUCHS. EIN LEBEN AM
BOSPORUS – BILDER DER SEHNSUCHT**

Rede zur Eröffnung der Ausstellung am 19. Juni 2009 in der Galerie im Saalbau Neukölln



Ich freue mich, heute hier im Namen des Vereins Aktives Museum anlässlich der Ausstellung mit Bildern und Skizzen von Traugott Fuchs sprechen zu dürfen. Das Aktive Museum hat 1996 ein Ausstellungsprojekt begonnen, das dem damals noch weitgehend unbekanntem Thema „Exil in der Türkei“ gewidmet war. Die Ausstellung wurde 1998 anlässlich des 75. Jahrestages der Türkischen Republik in Istanbul eröffnet, und sie wandert seither noch immer durch Deutschland und wird im September im August Bebel-Institut im Wedding zu sehen sein. Zur Präsentation im Jahre 2000 in der Akademie der Künste Berlin wurden erstmals auch in zwei Vitrinen Zeichnungen und Aquarelle von Traugott Fuchs gezeigt. Ich persönlich verdanke dem Projekt „Haymatloz. Exil in der Türkei“ meine Begegnung mit Istanbul, der kosmopolitischen Stadt am Schnittpunkt zwischen Europa und Asien und der für mich schönsten Stadt der Welt.

Das umfangreiche Werk von Traugott Fuchs, von dem wir hier nur einen kleinen Teil sehen, – denn es umfasst über 200 Ölgemälde und Tausende von Aquarellen und Zeichnungen sowie viele Skizzenbücher, aber auch Gedichte, Prosatexte und zahlreiche Übertragungen türkischer Poesie –, steht in unmittelbarem Zusammenhang mit seiner Erfahrung des Exils in der Türkei. Denn es sind – auch wenn es sich auf den ersten Blick um Blumenstudien oder Landschaftsskizzen handelt – „Bilder der Sehnsucht“ – einer Sehnsucht, die mit dem Weg ins Exil begann und aller Annäherung an das Leben in der Türkei zum Trotz in der Fremde fortbestand.

Lassen Sie mich sein langes Leben kurz skizzieren: Traugott Fuchs wird am 23. Juni 1906 im elsässischen Lohr geboren. Nach dem Ersten Weltkrieg übersiedelt die Familie nach Schmalkalden in Thüringen – für den von Frankreich begeisterten Fuchs die erste Erfahrung mit der Heimatlosigkeit: „Unsere Rückkehr nach Deutschland war eine Einwanderung, wobei unsere Herzen den Abschied tief bedauerten und unter dem Verlust eines nie aufgewogenen Heimatgefühls litten. Der Vater weinte, als wir über die Kehler Brücke fuhren,“ schreibt Fuchs später im Rückblick.

Nach dem Abitur 1925 in Schmalkalden studiert Fuchs Romanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Berlin, Heidelberg und zuletzt in Marburg. Dort lernt er die Romanisten Leo Spitzer und Erich Auerbach kennen. Er schreibt darüber später: „Dies bestimmte den weiteren Verlauf meines Lebens. Denn jetzt gehörte ich zu Spitzers engerem Kreis und folgte ihm nach Köln. Hier war ich einer seiner Assistenten bis zur Machtübernahme der Nazis, als er, da er Jude war, gehen musste.“ Leo Spitzer folgt 1933 einem Ruf in die Türkei. Wieso in die Türkei? Bereits im März 1933 findet in Zürich ein erstes Treffen emigrierter deutscher Wissenschaftler statt, aus dem die „Notgemeinschaft Deutscher Wissenschaftler im Ausland“ hervorgeht. Innerhalb weniger Wochen verfügt diese Organisation über eine Kartothek mit Namen von entlassenen Wissenschaftlern an deutschen Universitäten, Forschungseinrichtungen und Krankenhäusern. Die Notlage der Entlassenen

trifft auf das Interesse der Türkei unter Kemal Atatürk, Experten der verschiedensten Fachrichtungen ins Land zu holen. Denn die 1923 gegründete Türkische Republik hat schnell erkannt, welche Chance für den Aufbau und die Modernisierung des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Lebens die Aufnahme der aus Deutschland und später aus Österreich vertriebenen Intelligenz eröffnet: hier werden die Flüchtlinge aus Deutschland gebraucht, sie sind ein wichtiger Teil des Reformprozesses der Türkei. Noch im Laufe des Jahres 1933 nehmen die ersten Wissenschaftler an der neu gegründeten Universität Istanbul ihre Arbeit auf. Die türkische Regierung bietet ihnen neben den Umzugskosten eine feste Anstellung zunächst für fünf Jahre. So wird die Universität Istanbul zur größten Emigranten-Universität, und bis in die 1940er-Jahre hinein sind die Hälfte der Lehrstühle der einzigen Universität des Landes mit Emigranten besetzt. Dieser organisierte Wissenschaftler-Transfer ist einmalig in der Geschichte der deutschsprachigen Emigration.

Im Februar 1934 lässt Spitzer seinen Assistenten Traugott Fuchs nach Istanbul nachkommen. Fuchs schreibt darüber später: „Ich war damals, 1934, aus Überzeugung und Solidarität mit meinem jüdischen Lehrer, dem Romanisten Leo Spitzer, aus Deutschland in die Türkei ausgewandert. Dadurch rettete er mich [...] vor dem sicheren Untergang aus der irreführenden Heimat.“ Traugott Fuchs war nach einer von ihm organisierten Protestveranstaltung an der Universität Köln gegen die Entlassung seines verehrten jüdischen Lehrers inhaftiert und von der Universität gedrängt worden. Er war nicht jüdisch – aber er hatte, wie er selbstironisch später schreibt, ein „jüdisch‘ infiziertes Gehirn“ – und er war homosexuell, und daher nun ebenfalls in Deutschland bedroht. „[Ich] folgte diesem Ruf mit großer Begeisterung, fühlte ich doch gleich, dass dies eine wirkliche Chance der Befreiung für mich war – keine Kompromisse mit den Nazis! – und ich schwor mir, niemals zurückzukommen, solange Hitler siegreich war. Lieber wäre ich bis ans Ende der Welt gegangen, sagen wir, nach ‚Südafrika‘. Hier jedoch war ein Tor der Zukunft, daheim ein Tor zum Tode, das war sicher.“

Als Leo Spitzer 1936 einem Ruf in die USA folgt, übernimmt sein Nachfolger, der Romanist Erich Auerbach, die Betreuung der Doktorarbeit von Traugott Fuchs, die jedoch kurz vor dem Abschluss 1943 bei einem Wohnungsbrand verloren geht. Traugott Fuchs unterrichtet zunächst Französisch am Fremdspracheninstitut in Istanbul, dann fast fünfzig Jahre Deutsche Sprache und Literaturgeschichte an der Istanbul University, ab 1943 zusätzlich auch am Robert College, aus dem später die Bosphorus-Universität hervorgeht.

Traugott Fuchs war einer von schätzungsweise rund Tausend Emigranten, die den Weg in die Türkei fanden. Dies ist gemessen an den bekannteren Exilländern eine kleine Zahl, nicht jedoch in Bezug auf die hohe intellektuelle Kompetenz, die sich insbesondere in Istanbul und Ankara zusammenfand. Werfen wir einen Blick auf die Lebensbedingungen dieser Emigranten in der Türkei im allgemeinen, so sind dabei drei Phasen zu unterscheiden. In den Jahren zwischen 1933 und 1938 sprechen die meisten Zeitzeugen von den überwiegend positiven Erfahrungen der Gastfreundschaft, ja geradezu der Verehrung, die den Flüchtlingen in der Türkei entgegen gebracht wurde. Die zweite Phase, beginnend mit dem Tode Atatürks, dessen Autorität sich wie ein Schutzschild über die deutschen Flüchtlinge gelegt hatte, und endend mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen 1944, ist bestimmt von zunehmenden Schwierigkeiten: dem Ablauf der fünfjährigen Arbeitsverträge, den Problemen mit der Aufenthaltsgenehmigung, der Teuerung – und der Unsicherheit, auf welcher Seite die Türkei schlussendlich in den Krieg eintreten würde. In der dritten Phase von 1944 bis zum Kriegsende, bzw. bis zum Ende der Internierungen im Januar 1946, verdüstern sich dann die Erinnerungen: bis auf wenige Prominente verlieren die Emigranten nicht nur ihre Privilegien, sondern auch ihre berufliche Existenzgrundlage.

Während die meisten deutschen oder österreichischen Emigranten die Türkei nach 1945 verlassen – wobei nur wenige in ihre Heimat zurückkehren – bleibt Traugott Fuchs in Istanbul. Er stirbt am 21. Juli 1997 an den Folgen eines Schlaganfalls im Österreichischen Krankenhaus

im Istanbuler Stadtteil Beyoğlu. Sein umfangreicher Nachlass liegt in Istanbul und wird von der Bosphorus-Universität betreut. Liest man die Beschreibung dieses Nachlasses durch Süheyla Artemel im Traugott Fuchs-Katalog von 1995, so fühlt man sich unversehens in Orhan Pamuks „Museum der Unschuld“ versetzt: „Unzählige Hefte und Ordner, die mit Bildern und Zeitungsartikeln beklebt und mit handgeschriebenen und humorvollen Versen versehen waren [...], Tagebücher, seltsame Naturgegenstände, merkwürdig geformte Kieselsteine mit auffallenden Farben, getrocknete Blätter und merkwürdige Zweige, Seemuscheln, Geschenke und unbeschriebene Glückwunschkarten und ein gut erhaltener Kassettenrekorder, Gegenstände, die mittlerweile ihre Ausgangsfunktion verloren hatten und in wertvolle Erinnerungsobjekte verwandelt waren. [...] Es schien, als ob die Grenze zwischen emotionalem Wert und dokumentarischer Realität, zwischen alltäglichen Objekten und abstrakten historischen Phänomenen aufgehoben sei.“

Eine Auswahl des bildnerischen Werks von Traugott Fuchs wurde zu seinen Lebzeiten in der Türkei in drei Ausstellungen 1955, 1986 und 1995 gezeigt. In Deutschland waren Bilder und Skizzenbücher – abgesehen von unseren Vitrinen im Jahr 2000 – erstmals 2001 in Köln und Heidelberg, dann 2003 in Trier und 2004 in Karlsruhe zu sehen. 2008 wurde diese Ausstellung in Schmalkalden, der Stadt seiner Jugend, gezeigt und ab heute ist sie nun hier in Berlin zu sehen.

Doch was sagen diese äußeren Rahmendaten über die Gefühlswelt von Traugott Fuchs aus, die sich in seinen Bildern, aber auch in den über vierhundert Gedichten und Erzählungen sowie in unzähligen oft liebevoll illustrierten Briefen, den Tagebüchern und Skizzenheften widerspiegelt? Es ist Martin Vialon zu danken, dass er sich dieser Frage in einem 2006 veröffentlichten Aufsatz gewidmet hat. Darin beschreibt er die Gefühls- und Stimmungslage von Traugott Fuchs mit den ineinander verflochtenen Begriffen von Heimat, Fremde, Erinnerung und Exil als ein „Assoziationsfeld von Glück, Leid, Erfüllung, Einsamkeit, Unendlichkeit und Transzendenz“.

Zunächst überwiegt auch bei Fuchs nach der Flucht aus Deutschland das Glück. Er schreibt dazu in seinem Text „Lebenslauf“: „Mit zwei einfachen Koffern kam ich im Februar 1934 in Istanbul an. Während der ersten Jahre erlebten wir hier in der modernen Türkei zusammen mit den ‚big shots‘, den berühmten Professoren, wir, die ‚kleinen Würstchen‘ [...], eine renaissancehaft freudige Wiederkehr akademischer, kultureller und gesellschaftlicher Blüte, wie sie in gewissen hochintellektuellen Kreisen in dem Deutschland der Vor-Nazizeit dagewesen war. Das Bewusstsein, in einer der schönsten Städte und in einem der interessantesten und faszinierendsten Länder der Welt – Anatolien – und im Süden zu sein, erfüllte uns mit dankbarem Glück.“ Betrachtet man insbesondere seine Architekturzeichnungen und Skizzen, so fällt die detailreiche, geradezu akribische Aneignung seines neuen Lebensumfeldes in der Darstellung von einzelnen Häusern und Stadtansichten auf. Diese Zeichnungen strahlen seine Faszination und Begeisterung gegenüber einer ihm zunächst fremden Kultur aus, wobei einzuschreiben ist, dass Istanbul nicht nur von seiner geographischen Lage her der weitaus kosmopolitischste Teil der Türkei ist und jeden Besucher neben vielem Fremden auch viel Vertrautes umgibt. Traugott Fuchs wohnt zudem viele Jahre in unmittelbarer Nachbarschaft seines Lehrers Erich Auerbach in Bebek in einem Altbau mit Blick auf den Bosphorus, der, wie Vialon in seinem Aufsatz schreibt, „[...] in dieser Form auch in Berlin an der Spree oder im Marburger Südviertel hätte errichtet werden können.“ Die wiedergefundene kulturelle Blüte des intellektuellen Exils in Istanbul ändert sich auch für Fuchs um 1938, als die Maßnahmen des „Deutschen Reichs“ gegenüber den Emigranten offensichtlicher werden: Fuchs weigert sich, den ihm vom Deutschen Generalkonsulat zugestellten Fragebogen über seine Tätigkeit in der Türkei auszufüllen, in dem es auch um mögliche jüdische Abstammung und politische Einstellung der Exilanten geht. In dem von Herbert Scurla dann 1939 vorgelegten Bericht wird diese Verweigerung von Fuchs ebenso schriftlich festgehalten wie seine freundschaftlichen Kontakte zu „nichtarischen“ Emigrantenkollegen.

1944 wird Traugott Fuchs in Çorum in Südanatolien interniert, neben Kirşehir und Yozgat der dritte

Internierungsort für Deutsche – seien sie Emigranten oder reichsdeutsche Nazis, die sich nach dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen weigern, in ihre Heimat zurückzukehren. „Da sitzen wir nun schon eine Woche in der Gefangenschaft im anatolischen Graubünden. Häuser aus Pappmaché mit dünnen, meist zerschlagenen oder verklebten Scheiben. Wenn man hört, dass der Winter in einem Monat beginnen soll und das Thermometer successive bis minus 35 Grad fallen wird, bekommt man es mit der Angst zu tun“, berichtet einer der Internierten, Johannes Posth, im September 1944 nach Istanbul. Wobei die Emigranten, anders als etwa in England oder den USA, nicht in abgeschlossenen Lagern gefangen gehalten werden. Eine Flucht ist jedoch allein durch die fehlenden Verkehrsverbindungen ausgeschlossen. In seinem „Lebenslauf“ schreibt Traugott Fuchs sachlich und knapp: „Während der Jahre 1944/45 wurde ich, obwohl ich ein echter Einwanderer war, nichtsdestoweniger 13 Monate lang in Çorum interniert, bis es das Robert College (wo ich erst ein Jahr Zeit gehabt hatte, mich zu bewähren) fertig brachte, mich zurückzurufen. Von dort brachte ich die ‚Çorumer Bilder‘.“

Lassen Sie mich aus den „Çorumer Bildern“ eine Buntstiftzeichnung herausheben: sie zeigt die menschenleere Berglandschaft Anatoliens, die sich wie ein Wellenkamm bedrohlich einem kleinen Geviert aus Latten nähert, in dem ein einzelner Mensch am Boden kauert. Das kleine umzäunte Geviert scheint wie ein in Seenot geratenes Floß auf den Wellen der Landschaft hin und her geworfen. Andererseits gibt Fuchs dieser Landschaft geradezu fröhliche Farben – ein sonniges Gelb, eine leuchtendes Grün, einige wenige rote Bäume an der Höhenlinie, als ob dies auch ein Ort der Sehnsucht wäre und sich das kleine Floß wie einst Moses in seinem Schilfkörbchen über die Berg-Welle hinüber retten könnte.

Traugott Fuchs kehrt mit schweren Depressionen von Çorum nach Istanbul zurück. Marie Auerbach, die Frau seines Lehrers, erkennt seine Gemütslage und rät ihm intuitiv, sich mit Hermann Hesse in Verbindung zu setzen. Fuchs schreibt darüber später: „Ich erkannte



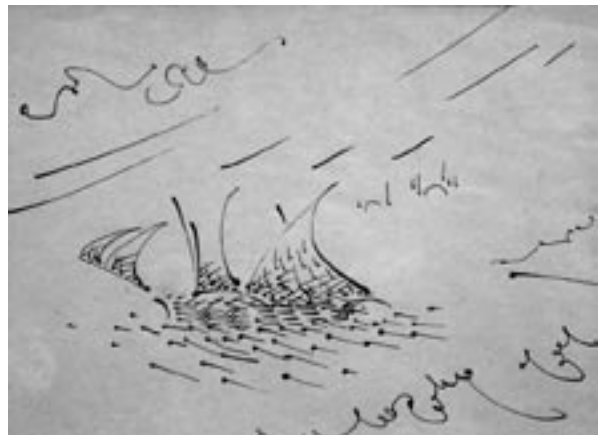
die Wichtigkeit dieses blitzartigen, jähren Fingerzeigs, achtete ihn, nahm ihn ernst, war aber noch lange nicht reif dazu, ihm zu folgen.“ Doch der „Fingerzeig“ enthält eine Aufforderung an ihn: er beginnt zu zeichnen und Gedichte zu schreiben, um einige davon dann acht Jahre später seinem ersten Brief an Hesse beizulegen. Hermann Hesse seinerseits antwortet ebenfalls mit einem Gedicht. Fuchs bekennt: „Die Botschaft war eine liebliche, mich aber auch tief beunruhigende Antwort! Mein Ruf in die Ferne war erhört und ich haderte! [...] Die Welt ist weit, viel ist noch unbekannt, intakt und schön, nicht alles liegt in Scherben. In dieser großen wilden Welt kannst Du noch neue, dich bindende Zauber finden.“ Aus diesem Gefühl heraus entspinnt sich ein Briefwechsel mit Hermann Hesse, der Traugott Fuchs zur weiteren künstlerischen Arbeit ermutigt und dem wir auch die heute hier zu sehenden Bilder verdanken.

Das bildnerische Werk lässt sich in fünf thematische Gruppen unterteilen: da sind zunächst die bereits erwähnten Ölbilder und Aquarelle mit türkischen Stadtsichten und Landschaftsdarstellungen, in denen Fuchs seine „Schicksalslandschaft“ fand, wie er 1959 in seinem Tagebuch schreibt: „Ich stieg ins [...] Schiff, vollkommen in all der Bosphorusschönheit verfangen, bis zur Brücke, wissend, dass sie meine Schicksalslandschaft geworden ist, herbstlich herb und süß, voll Entsagen und bittersüßem Weh - aber die Fülle und - im persönlich beseelenden Sinn [...]“. Hierzu gehören auch die „Çorum-Bilder“ aus Südanatolien.

Zum zweiten gibt es zahlreiche Portraits, die vor allem seine Faszination gegenüber den ihm zunächst fremden Menschen seiner Umgebung zum Ausdruck bringen. Drittens gibt es umfangreiche Blumendarstellungen und Tierstudien, auch sie eine Aneignung der ihn umgebenden Natur, die auch aus Deutschland Bekanntes für ihn bereithält, wie etwa die „Stiefmütterchen“. Traugott Fuchs war ein Blumenliebhaber, sie waren ihm, wie er sagte, ein „Morgentrost“, der ihm über seine Depressionen hinweghalf.

Künstlerisch am eigenständigsten sind seine Federzeichnungen und Skizzen, in denen er etwa die Stadtsilhouette Istanbuls mit einem einzigen Strich – und doch zugleich unverkennbar – darstellt. Oft tauchen in diesen Tuschezeichnungen Arabesken auf, die an Kalligraphien erinnern, so zum Beispiel in der Zeichnung „Segelschiff vor Istanbul“ aus den 1950er-Jahren. Und zuletzt sind seine mythologischen Darstellungen zu nennen, in denen sich traumhafte Phantasien von Liebenden, von nackten Figuren in der Natur geradezu surrealistisch verdichten.

Genannt sei hier exemplarisch das Bild „Schlafend trägt man mich in meine Heimat dann“ aus dem Jahr 1961, das auch als Schlüsselbild zu seiner Lebenssituation im Exil zu sehen ist. Traugott Fuchs hat dieses Bild selbst in einem Brief an Hermann Hesse beschrieben: „die laue, schwüle Herbstlandschaft, die mich ganz müde macht vor lauter Rot, wo einer, ich und weltverloren auf dem festweichen Rücken eines hirschähnlichen Untiers liegt und sich mit geschlossenen Augen, träumend, an Meeren und Hügeln vorbei, lautlos in die Heimat tragen lässt.“ Der Titel des Bildes zitiert ein Gedicht von Alfred Mombert: „Schlafend trägt man mich / in mein Heimatland. / Ferne komm' ich her / über Gipfel, über Schlünde / über ein dunkles Meer / in mein Heimatland.“ Wie Martin Vialon in seinem Text über dieses Bild entdeckt, zögert der Hirsch bei Traugott Fuchs jedoch, den Weg in die Heimat weiter zu gehen. Er steht. Dies ist für Vialon ein „gleichnishaftes Traumbild vom Nicht-Zurück-Können“, das die „multikulturelle Konsolidierung des Malers in der Türkei symbolisiert“.



Anders als die meisten Emigranten hatte Traugott Fuchs in der Türkei eine neue Heimat gefunden, die es ihm erlaubte, offen in seiner Lebensweise zu existieren und mit Hingabe als Lehrer tätig zu sein, während ihm dies in Deutschland mit dem jahrzehntelangen Fortbestand des Strafgesetzsatzparagraphen 175 versagt geblieben wäre. Homosexualität ist und war in der Türkischen Republik nie verboten. Bereits im Osmanischen Reich wurde gleichgeschlechtliche Liebe strafrechtlich nicht verfolgt. Theoretisch gilt per Verfassung das Verbot der Diskriminierung – auch wenn die Realität bis heute oft anders aussieht.

Lassen Sie mich noch eine letzte Anmerkung zu den Formaten der Bilder machen, denn auch sie sind Ausdruck der Exilsituation: sie sind überwiegend klein, denn sie sollten jederzeit in einem Koffer Platz finden, mit dem Traugott Fuchs vielleicht dann doch noch eines Tages in die deutsche Heimat zurückgekehrt wäre. Dass diese Bilder – anlässlich seines elften Todestages – nun in Berlin, der Stadt seines Studienbeginns, mehr noch: in einem der heute am meisten von türkischen Einwanderern geprägten Stadtteile Berlins zu sehen sind – es hätte ihn gefreut.

Christine Fischer-Defoy

WO EIN (BÖSER) WILLE WAR, WAR AUCH EIN WEG...

Rezension zu Martin Friedenberger: *Fiskalische Ausplünderung. Die Berliner Steuer- und Finanzverwaltung und die jüdische Bevölkerung 1933–1945*, Berlin 2008.



Dieses Buch ist eine Großtat! Wer ein wenig von der Art der zugrundeliegenden Quellen weiß, bewundert bei einem Blick auf das Quellenverzeichnis, dass es Martin Friedenberger gelungen ist, aus der unendlichen Masse des beschriebenen Papiers mit dem ewigen Hin und Her – den von unten nach oben geschickten Entwürfen und Verbesserungsvorschlägen, den von oben nach unten gehenden Gesetzen, Verordnungen und Dienstweisungen, den unendlichen und so oft wenig ertragreichen

Konferenzen auf höchster (Ministerien) wie auf behördeninterner Ebene – das Wesentliche herauszufiltern.

Über die Ausgangslage, also die Finanzverwaltung im Jahre 1933 und die „Machtergreifung“ und über die am Schluss des Buches bearbeitete Geschichte des Finanzbeamtentums im Dritten Reich und ihrer Nazifizierung möchte ich aus Platzgründen hier nur bemerken, dass es im „Roten Berlin“ nicht einen einzigen Kommunisten in dieser Verwaltung gab und dass es nur zu zehn Entlassungen aus antisemitischen Gründen und sogar nur zu zwei aus politischen Gründen kam. Die übrigen Finanzbeamten, die sich für demokratische Parteien der Weimarer Republik engagiert oder Distanz gegenüber den Nationalsozialisten gezeigt hatten, wurden versetzt. Die Voraussetzungen für die Durchsetzung einer sich immer mehr radikalisierenden antisemitischen Politik waren also gut. Friedenberger hat dann auch nur ein Beispiel eines – im Rahmen der Bestimmungen – wohlwollenden Beamten gefunden, der für seine als allzu jüdenfreundlich angesehene Haltung ein Disziplinarverfahren zu überstehen hatte und einen, der sich gute Dienst bezahlen ließ und daher für eine Würdigung widerständigen Tuns nicht in Betracht kommen kann.

Der Hauptteil des Buches behandelt die verschiedenen Instrumente, die zur Ausplünderung der deutschen Juden entwickelt und im Laufe der Zeit immer mehr geschärft wurden, also die „Reichsfluchtsteuer“, die Verhinderung des Vermögenstransfers durch die Devisenzwangsbewirtschaftung, neue Gesetze auf dem Gebiet des Steuerrechts, die „Judenvermögensabgabe“ und die Massenausbürgerung mit der Folge der Enteignung nach einer erfolgten Emigration/Deportation.

Selbstverständlich bauten die an diesen neu geschaffenen oder neu interpretierten Vorschriften Arbeitenden auf Bestehendes auf. Die Reichsfluchtsteuer beispielsweise gab es seit 1931. Sie sollte die Auswanderung von wohlhabenden Steuerpflichtigen verhindern, indem sie ihnen 25% ihres Vermögens abverlangte. Blieben sie im Lande, war der Zweck der Vorschrift erfüllt. Man sollte denken, dass ein Gesetz

zur Verhinderung der Auswanderung sich nicht zur Anwendung auf die Austreibung einer Minderheit aus dem Lande eignete, aber wo ein Wille ist... 1934 wurde die ursprüngliche Freigrenze von 200.000 auf 50.000 Reichsmark gesenkt und gleichzeitig der letzte Vermögenssteuerbescheid als Grundlage für die Berechnung festgelegt, so dass alle Verluste seit diesem letzten Bescheid nicht mehr zählten. 1937 wurden dann auch sämtliche Schenkungen seit 1931 noch dem Vermögen hinzugerechnet. Auf diesem Wege für noch in Deutschland verbliebene Angehörige zu sorgen, erhöhte also die Reichsfluchtsteuer. Die im Gesetz von 1931 enthaltene Ausnahmestimmung, dass auf Reichsfluchtsteuer verzichtet werden konnte, wenn die Wohnsitzverlegung ins Ausland deutschen Interessen diene, blieb bestehen. Das Reichswirtschaftsministerium war, – man dachte dort logischer, als es im Dritten Reich erlaubt war –, hier der Meinung, dass diese Bestimmung für die Juden gelte, da deren Auswanderung politisch gewollt sei. Gegen eine solche Interpretation sprach freilich der Ertrag der Reichsfluchtsteuer, die 1932 noch 0,917 Millionen, 1933 aber schon 17,602 Millionen erbrachte und 1939 den Höchststand von 342,621 Millionen erreichte (vgl. S. 70 des besprochenen Bandes). Folglich setzte sich die Lesart des Reichsfinanzministerium am Ende durch.

Bei dem, was Friedenberger dann über die Arbeitsweise in den Finanzämtern nachweist, erstaunt die dabei bewiesene Kreativität. Keine Rede von den angeblichen Leitsätzen deutscher Beamter: „Das haben wir immer so gemacht.“ oder „Das haben wir noch nie so gemacht“. Oh nein, sie konnten nun vieles tun, was sie noch nie gemacht hatten und sie taten es sogar allem Anschein nach gut und gern. Man lese bei Friedenberger über das Mannheimer Modell einer „Reichsfluchtsteuerstelle“, die zur „Erhöhung der Schlagkraft des Finanzamts“ geschaffen worden war und davon ausging, dass jeder Jude auswanderungsverdächtig und daher zu überwachen sei. Im großen Berlin war das selbstverständlich noch wichtiger und wurde entsprechend gehandhabt. Charlottenburger oder Wilmsdorfer Finanzämter achteten jetzt auf ihnen zukommende Informationen über Wohnungswechsel, Verkleinerung der Wohnung, Auslandsreisen, Paßausstellungen etc., um möglichst

schnell mit einem Sicherheitsbescheid – also einem auf Verdacht ausgestellten Steuerbescheid über die potentielle Reichsfluchtsteuer – zu reagieren. 1939 wurde dann nach Wiener Vorbild eine „Reichszentrale für die jüdische Auswanderung“ errichtet, wo die Juden im Fließbandverfahren ihres Vermögens beraubt und mit Pässen und den notwendigen Bescheinigungen versehen wurden. „Die Berliner Finanzämter brauchten sich kaum noch darum zu kümmern, dass ihre abschließenden Steuerforderungen auch beglichen wurden, da die allermeisten Auswanderer aus Angst vor der Gestapo [...] sogar noch nicht fällige Steuern umgehend bezahlten.“ (S. 121) Die anderen, denen es gelang, aus Deutschland zu fliehen, ohne die Steuern zu bezahlen, wurden als Steuerhinterzieher strafrechtlich belangt und verurteilt. Zu diesem Zweck wurde 1935 die Strafprozessordnung geändert, die bis dahin ein Verfahren in Abwesenheit des Angeklagten nur in seltenen Sonderfällen vorsah. Jetzt aber war es geboten und zu prüfen „ob sich der Beschuldigte im Besitz von Vermögensstücken befindet, die durch die Strafvollstreckung im Inlande ergriffen werden können.“ (S. 126)

Auch die Devisenzwangsbewirtschaftung war in der Weltwirtschaftskrise 1931 eingeführt worden. Sie erwies sich nach 1933 dann als das Haupthindernis für die Auswanderung aus Deutschland, denn bereits 1934 war die Mitnahme von Zahlungsmitteln nur in Höhe von 10 Reichsmark erlaubt. Selbstverständlich betraf das nicht nur Geld, sondern auch Geldeswert, wie Edelmetalle, Schecks, Wechsel etc. Für fast alle Einwanderungsländer war aber der Nachweis einer bestimmten Summe vorgeschrieben, die garantierte, dass die Einwanderer zumindest in der Anfangszeit dem Einwanderungsland nicht zur Last fielen (auch die übrige Welt litt schließlich noch an den Folgen der Wirtschaftskrise). Die Erschwerung der Ausreise war aber nicht die einzige Folge der Devisenbewirtschaftung. Mit dem Grenzübertritt wurden alle Konten im Inland zu Sperrkonten, über die der Inhaber nur nach Genehmigung der Devisenstelle verfügen konnte, und zwar praktisch nur noch zur Vermögensverwaltung, also z.B. zur Bezahlung eines Hausverwalters und der Reparaturenrechnungen bei Hausbesitz, zur Unterstüt-

zung von im Inland verbliebenen Verwandten und vor allem anderen zur Bezahlung von Steuern. Friedenberger beurteilt die Rolle der Devisenämter denn auch wie folgt: „In ihrer Haltung den Juden gegenüber dürften die Devisenstellen deutlich restriktiver als die Finanzämter gewesen sein, denn spätestens mit der staatlichen Anordnung der „Arisierung“ [...] 1938 war die Handhabung der Devisenbestimmungen im Kern auf den nahezu vollständigen Entzug der Verfügungsmacht ausgerichtet.“ (S. 153)

Ein Dauerthema der deutschen Geschichte ist die Steuerreform. Das Dritte Reich brachte seine bereits nach knapp eindreiviertel Jahren zustande. Das Reichsfinanzministerium, das sie antisemitisch gestalten wollte, setzte sich in diesem Punkte einmal nicht gegen das Reichswirtschaftsministerium durch. Die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und die Aufrüstung waren wichtiger und Minister Schacht befürchtete bei Entfernung der Juden aus der Wirtschaft eine Krise. Auf dem Gebiet des Steuerrechts ist 1938 – wie in allen anderen deutschen außen- wie innenpolitischen Weichenstellungen – das „Schicksalsjahr“. Bei der Einkommensteuer wurde am 1. Februar die Kinderermäßigung für jüdische Kinder gestrichen. Wieder tat sich die Berliner Finanzverwaltung hier durch Kreativität hervor. Den Beamten wurde „von oben“ nur empfohlen, die Ermäßigung bei Kindern von Eltern mit jüdischer Religionszugehörigkeit zu streichen, weil der Verwaltungsaufwand der Ermittlung nach den Kriterien der Rassengesetze (der erfordert hätte, die Religionszugehörigkeit aller vier Großeltern der Steuerpflichtigen zu ermitteln) zu hoch erschien. Auf Anregung der Steuerfahndung wurde aber nun in Berlin eine vollständige Erfassung der Steuerpflichtigen nach Rasse-Kriterien organisiert. Den Beteiligten war die Mehrarbeit offensichtlich nicht so wichtig wie das Ziel, auf keinen Fall den Eltern eines „jüdischen“ Kindes Steuerermäßigung zu gewähren. Das Problem war dann im nächsten Jahr gelöst, als „Juden“ nur noch unter Verwendung des Zwangsvornamens „Israel“ und „Sara“ ihre Steuererklärung abgeben konnten. Die nächsten, sich aus dieser Schlechterstellung logisch ergebenden Schritte waren 1939 die Einstufung aller Juden in die Ledigen-Steuerklasse I – da ihre Ehe

völkisch nicht von Wert sei – und schließlich 1941 die Belastung mit einer „Sozialausgleichsabgabe“ genannten Sondersteuer auf Lohn und Einkommen. Ausführlich schildert Friedenberger auch die Auseinandersetzungen um andere Möglichkeiten, Juden bei der Einkommensteuer zu benachteiligen. Und wieder galt: Wo ein (böser) Wille war, war auch ein Weg, ob es sich nun um Sonderausgaben, außergewöhnliche Belastungen oder anderes handelte.

Bekannt, wenn auch bisher noch nie so gründlich behandelt, ist der Entzug von Steuerprivilegien für jüdische Organisationen, und vor allem deren (Nicht-)Anerkennung als gemeinnützig und wohlätig. Der Kampf begann 1936 mit einem antisemitischen Urteil des Reichsfinanzhofs. Noch konnten die betroffenen jüdischen Vereinigungen agieren und Kurt Ball, der Experte der Reichsvertretung der deutschen Juden, sich dagegen wehren. Immerhin erreichte er eine Schonfrist. Mit der 1939 verordneten Überführung aller Organisationen in die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland waren der Reichsfinanzverwaltung die Zuwendungen an sie jedoch entzogen.

Dafür war an anderer Stelle ein Betätigungsfeld eröffnet: Schon die ein halbes Jahr vor dem Novemberpogrom angeordnete Vermögensanmeldung aller Juden war, wie die daraus im November im Reichswirtschaftsministerium erarbeitete Statistik auswies, aufgeteilt in Vermögen, die enteignet werden konnten und andere (ausländische Juden, nichtjüdische Ehegatten), die „nicht angreifbar“ waren (S. 207). Nun wurde die „Sühneleistung“ von 20%, später von 25% des Vermögens aufgrund der Anmeldungen festgelegt. Dass sich bei vielen Anmeldenden im letzten halben Jahr die Vermögenslage geändert hatte – und nicht zum Guten – spielte keine Rolle. Die Handhabung der Judenvermögensabgabe durch die Berliner Finanzämter in der Praxis wird mit vielen Einzelbeispielen von Friedenberger ausführlich behandelt: „Eine Schikane besonderer Art stellte die Frist [zur Abgabe von Veränderungsanzeigen, C.H.] für den großen Kreis derjenigen Berliner Juden dar, die in der Woche nach dem Pogrom verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt worden waren. [...]

So schilderte der Berliner Rechtsanwalt Hans Reichmann in seinen Erinnerungen, dass der Hinweis, dass er erst am 28. Dezember 1938 aus dem Konzentrationslager Sachsenhausen entlassen worden war und deshalb die Frist versäumt hatte, seinem Finanzamt nicht ausgereicht habe.“ (S. 214)

Der Vorgeschichte der Kollektiv-Enteignung aller ins Ausland ausgewanderter Juden widmet der Autor dann sein Augenmerk. Der Weg von den ersten, gegen politische Gegner gerichteten Gesetzen über die Einziehung „volks- und staatsfeindlichen Vermögens“ bis zum Ausbürgerungsgesetz und dessen Anwendung, insbesondere bei Juden, ist auch in den Exil-Projekten des Aktiven Museums immer wieder nachgezeichnet worden. Friedenberger führt nun die uns damals nicht zugängliche Überlieferung der Finanzbehörden an, insbesondere den Rechenschaftsbericht über den finanziellen Ertrag der Ausbürgerungen bis 1940. Aus diesem Jahr datieren auch die Vorschläge aus dem Reichsministerium des Inneren und dem Reichssicherheitshauptamt zur Neuordnung der Staatsangehörigkeit und der Global-Ausbürgerung aller deutschen Juden im Ausland. Nach diversen interministeriellen Konferenzen wurde am 15. März 1941 bei einer solchen der Zweck der dort beratenen 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz geändert, statt der „Förderung der Judenauswanderung“ sollte sie nun der „Lösung aller Judenfragen“ dienen. Dass damit neben den Ausgewanderten die später Deportierten mitgemeint waren, zeigt die im Entwurf getroffene Feststellung, dass das Generalgouvernement nicht innerhalb des deutschen Reiches liege und die Verordnung daher auf Juden, die ihren Wohnsitz dorthin „verlegten“, anzuwenden sei.

Durch die 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25. November 1941 wurde das Vermögen aller Juden, die nach Emigration oder Deportation jenseits der deutschen Grenzen lebten, zugunsten des Reiches eingezogen. Friedenberger behandelt umfassend den Umgang der Finanzämter, der Behörde des Oberfinanzpräsidenten und – dies die Berliner Besonderheit – der Vermögensverwertungsstelle mit den nun anfallenden Enteignungsvorgängen und der

Verwertung der Vermögen. Hier wie auch an anderen Stellen kommt auch ausführlich die Sicht der Opfer in Berichten Überlebender vor, wie auch die von Zuschauern wie der damals bei einem Gebrauchtmöbelhändler beschäftigten Charlotte von Mahlsdorf.

Abschließend setzt sich Friedenberger mit Götz Aly (Hitlers Volksstaat, 2005) auseinander und stellt sich dezidiert gegen dessen These, es habe sich beim Massenmord an den europäischen Juden um einen „Raubmord“ gehandelt, also um einen Mord zum Zwecke der Aneignung ihrer Vermögenswerte. „Diese Vorstellung wird aber den ideologischen Grundlagen der nationalsozialistischen Judenpolitik ebenso wenig gerecht wie den tatsächlichen Verfahrensabläufen und Entscheidungsbildungsprozessen bei der Deportation. So hat man die einschlägigen Regelungen für die Vermögenseinziehung [...] immer erst im Nachgang zu den bereits angelaufenen Deportationen erlassen. Weiterhin gibt es keine Erkenntnisse darüber, dass die Opfer für die Transportlisten anhand ihres Vermögensstatus ausgewählt worden wären [...] Schließlich gestattete die Finanzverwaltung dem Reichssicherheitshauptamt, nicht unerhebliche Beträge aus dem Barvermögen der Deportierten abzuzweigen, ohne dass das RSHA mit dem Geld etwas anderes anzufangen wusste, als dieses auf einem geheimen Konto in Prag „herumliegen“ zu lassen. Weder das unzweifelhaft vorhandene fiskalische Interesse am enteigneten Vermögen noch dessen Verwertung zugunsten der Volksgemeinschaft waren ausschlaggebend für die Entscheidung, die Juden aus Deutschland zu entfernen und zu ermorden. Die Entziehung des Vermögens ordnete sich unmittelbar ein in das übergeordnete Fernziel. [...] Das Vermögen von Reichsfeinden, als die die Juden in der Ausbürgerungs- und Vertreibungspolitik des Dritten Reiches seit 1933 behandelt und gebrandmarkt wurden, gehörte nach der immanenten Logik des antisemitischen Staates ‚zurück‘ in das Eigentum des Reiches.“ (S. 328 f.)

Christiane Hoss

Christiane Hoss war von 1990 bis Anfang 2007 Geschäftsführerin des Aktiven Museums.

DATENBANK ZUR ZEITSCHRIFTEN- AUSSCHNITTSAMMLUNG

Das Aktive Museum sammelt seit seiner Gründung systematisch Zeitungsartikel, insbesondere zur Geschichte des Nationalsozialismus in Berlin und den Folgen und Kontinuitäten in der Zeit nach 1945. Auf diese Weise ist über Jahrzehnte hinweg ein umfangreiches Archiv entstanden, das – anders als die Bibliothek des Vereins – von der Öffentlichkeit bisher so gut wie unbeachtet blieb. Damit sich das ändert, ist jetzt eine Datenbank erstellt worden, die über die Homepage des Vereins zugänglich ist. Mit ihr lässt sich Einblick in den Inhalt der Sammlung nehmen.

Zwar ist noch nicht das gesamte Archiv erfasst und verschlagwortet, doch schon jetzt zeichnet sich ab, dass die Sammlung wahre Schätze birgt: Nach dem Stand von Anfang Juli 2009 sind fast 5.000 Personen namentlich erfasst, die in den vorhandenen Zeitungsartikeln vorkommen. Diese Artikel sind zum allergrößten Teil über die thematisch sortierte Sammlung verstreut und können mittels der Datenbank geortet werden. Darüber hinaus sind aus einem bestimmten Bereich der Sammlung zu den Menschen, denen man in Verbindung mit der NS-Zeit einen Zeitzeugenstatus zuschreiben kann, auch die aus den Artikeln zu entnehmenden biografischen Anknüpfungspunkte für diese Zeit erfasst. So lassen sich über die Schlagwort-Suchfunktion der Datenbank alle Fundstellen mit Artikeln über diese (zumeist wenig bekannten) Personen finden, die in der NS-Zeit beispielsweise nach Shanghai ins Exil flüchteten, als Häftling im KZ Auschwitz festgehalten wurden oder aber Angehörige der SS waren. Hierbei kann man auch auf unerwartete Kombinationen stoßen, wie z.B. auf einen gewissen Walter Müller: Müller war Angehöriger der SS und ein glühender Nazi, der seine jüdische Abstammung verschleierte. Die Datenbank ermöglicht die Suche nach allen Personen, die mit einem bestimmten Thema verbunden sind. Zum anderen lassen sich über den

Familiennamen aber auch die Fundstellen zu konkreten Einzelpersonen gezielt ausmachen.

Für eine eher themenorientierte Suche bieten sich die einzelnen Systematikgruppen an (eine allgemeine Übersichtsliste kann als pdf-Datei heruntergeladen werden). Hierfür sind, ähnlich einem Findbuch, die bereits erfassten Bestände in einer stets aktuellen Liste detailliert aufgeführt. Da die entsprechenden Hängemappen des Archivs nur eine begrenzte Materialmenge fassen und zudem chronologisch sortiert sind, lässt die Anzahl der in der (Findbuch-)Liste vorkommenden Einträge bereits einen Schluss auf den zu dem jeweiligen Thema vorhandenen Materialumfang zu. Innerhalb der einzelnen Themen lassen sich auch relative Häufungen feststellen, die Hinweise auf besondere Vorkommnisse geben können. Beispielsweise fällt unter der Systematik „12.31: Gestapo-Gelände/Topographie des Terrors“ eine Häufung für das Jahr 2004 auf. Das umfangreiche Material an Zeitungsausschnitten bringt hier ein trauriges Kapitel in der Geschichte um die Gestaltung dieses Ortes in Erinnerung: Genannt seien für 2004 hier nur stichwortartig der Rücktritt von Reinhard Rürup, der Rückzug vom Zumthor-Entwurf, die Klage und Verfassungsbeschwerde des Architekten, schließlich der Abriss der Treppentürme.

Die unterschiedlichen Suchfunktionen der Datenbank nach Personen und/oder nach Themen bieten umfassende Möglichkeiten, einen aufschlussreichen Einblick in die Zeitungsausschnittsammlung des Aktiven Museums zu erhalten, um die in der Geschäftsstelle des Vereins gelagerte Sammlung gezielt zu nutzen.

Neugierig geworden? Interessante Entdeckungen warten auf www.aktives-museum.de bei einem Click auf Archive.

Marion Goers

Marion Goers ist Politikwissenschaftlerin und Vorstandsmitglied des Aktiven Museums sowie Mitarbeiterin an der inhaltlichen Konzeption und Realisation der Datenbank

PUBLIKATIONEN DES AKTIVEN MUSEUMS

zu beziehen über die Geschäftsstelle

Verraten und verkauft. Jüdische Unternehmen in Berlin 1933–1945

2., verbesserte Auflage

Berlin 2009

5,00 Euro

Ohne zu zögern. Varian Fry: Berlin – Marseille – New York,

2., verbesserte Auflage

Berlin 2008

20,00 Euro

Vor die Tür gesetzt.

**Im Nationalsozialismus Verfolgte Berliner Stadtverordnete und
Magistratsmitglieder 1933–1945**

Berlin 2006

15,00 Euro

Gedenktafeln in Berlin.

Orte der Erinnerung an Verfolgte des Nationalsozialismus 1991–2001

Christiane Hoss / Martin Schönfeld, Berlin 2002

5,00 Euro

HAYMATLOZ – Exil in der Türkei 1933–1945

Berlin 2000

20,00 Euro

1945: Jetzt wohin? Exil und Rückkehr nach Berlin

Berlin 1995

10,00 Euro

Gedenktafeln in West-Berlin.

Orte der Erinnerung an Verfolgte des Nationalsozialismus

Martin Schönfeld, Berlin 1993

unentgeltlich gegen Portoerstattung

Mythos Antifaschismus –

Ein Traditionskabinett wird kommentiert

Kulturamt Prenzlauer Berg (Hg.), Berlin 1992

unentgeltlich gegen Portoerstattung

IMPRESSUM

Aktives Museum

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.

Stauffenbergstraße 13-14
10785 Berlin
Tel. +49(0)30-263 9890 39
Fax +49(0)30-263 9890 60

info@aktives-museum.de
www.aktives-museum.de

Vorstand

Dr. Christine Fischer-Defoy Vorsitzende
Sabine Hillebrecht stellvertr. Vorsitzende
Christine Kühnl-Sager stellvertr. Vorsitzende
Robert Bauer
Ursula Büchau
Marion Goers
Angelika Meyer
Monica Puginier
Marianne Wüst

Geschäftsführer

Kaspar Nürnberg

Redaktion

Kaspar Nürnberg

Konzept und Gestaltung

Lehmann & Werder Museumsmedien
in Kooperation mit à la prima, Grafik Design

Druck

MK Druck

Neue Mitglieder sind willkommen!

Jahresbeitrag Einzelmitglied:
55,00 Euro, ermäßigt 27,50 Euro

Jahresbeitrag Vereinigungen:
165,00 Euro, ermäßigt 82,50 Euro

Spendenkonto

Berliner Sparkasse
BLZ 10050000
Konto Nr. 610012282

IBAN: DE87 1005 0000 0610 0122 82
BIC: BELADEBEXXX

Bildrechtenachweis

- Titel Landesarchiv Berlin, Fotograf: Thomas Platow
- S. 2 Landesarchiv Berlin, Fotograf: Thomas Platow
- S. 3 Landesarchiv Berlin, Fotograf: Thomas Platow
- S. 4 Landesarchiv Berlin, Fotograf: Thomas Platow
- S. 5 Bettina Kubanek, Berlin; LAB, Fotograf: Thomas Platow
- S. 6 Christine Kühnl-Sager, Berlin
- S. 7 Andreas Schmidt, Berlin
- S. 8 Christine Kühnl-Sager, Berlin
- S. 9 Erika Albers, Berlin; Christine Fischer-Defoy, Berlin
- S. 10 Christine Kühnl-Sager, Berlin
- S. 11 Christine Fischer-Defoy, Berlin
- S. 13 Hubert Kolland, Berlin
- S. 16 Nachlass Traugott Fuchs, Bosphorus-Universität Istanbul
- S. 17 Nachlass Traugott Fuchs, Bosphorus-Universität Istanbul

AKTIVESMUSEUM

Faschismus und Widerstand in Berlin e.V.

Stauffenbergstraße 13-14
10785 Berlin

www.aktives-museum.de

Tel 030 · 263 9890 39

Fax 030 · 263 9890 60

info@aktives-museum.de